



GESELLSCHAFT

EINE TOCHTER INDIENS

Sie wurde lebendig begraben – und überlebte.
Was geschieht nun mit Baby Sita?

Von Jonas Breng; Fotos: Saumya Khandelwal

Baby Sita Ihr Überleben ist ein kleines Wunder



Im nordindischen Bareilly Premierminister Modi wirbt auf großen Plakaten für Familienpolitik

PROLOG

Die Rettung von Baby Sita erschien wie ein Wunder. Doch so einfach ist die Wirklichkeit nicht

Es gibt Geschichten, denen muss man misstrauen. Weil sie schon auf den ersten Blick zu märchenhaft und zu unwahrscheinlich erscheinen, als dass man glauben könnte, sie hätten sich wirklich zugetragen. Doch dann beginnt man zu recherchieren. Man beginnt zu fragen. Und je tiefer man gräbt, mit je mehr Menschen man spricht, desto größer wird das Staunen. Denn statt einfacher zu werden, werden die Geschichten komplizierter. Und statt einleuchtender zu werden, werden sie absurder.

Bis man sich irgendwann fragt, was eigentlich verrückter ist: das Märchen oder die Wirklichkeit?

So eine Geschichte ist die Geschichte vom vergrabenen Mädchen aus Bareilly. Sie handelt von einem Baby, das es nicht geben sollte. Das man gefunden hatte, 40 Zentimeter tief in der Erde, versteckt in einem Tonkrug. Heute ist es berühmt in Indien. Nicht weil es sterben sollte wie so viele andere Mädchen. Sondern weil es überlebt hat. Gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Doch wie wird es jetzt mit dem einst vergrabenen Kind weitergehen? Und was bedeutet seine Rettung?

Darauf gibt es in Bareilly, einer Stadt im Norden Indiens, verschiedene Antworten. Sie sind so unterschiedlich wie die Menschen, die diese Geschichte erzählen. Und vielleicht verbindet sie nur eines: Nämlich dass jede auf ganz eigene Art verrät, was es heißt, im Jahr 2020 in Indien ein Mädchen zu sein.

DER WACHMANN

„Als ich dieses Baby in den Armen hielt, war ich so glücklich wie seit Jahren nicht mehr“

Wunder sind etwas für reiche Leute. Das jedenfalls hatte Baburam immer gedacht. Zumindest bis zu jenem Tag. Dem Tag, als die Götter nach Bareilly kamen. Baburam sitzt auf seiner Mauer, als er die Geschichte erzählt. Es ist bereits dunkel.

Baburam ist ein Mann, der keine Eile kennt. Er spricht ruhig, mit rauer Stimme und Händen, die von der Arbeit auf dem Feld so hart sind wie Asphalt. Zur Schule ist er nicht gegangen. Und auch wie alt er ist, weiß er nicht. Doch von jenem Abend, sagt Baburam, wisse er noch alles. Jede Sekunde.

Wie heute hatte Baburam an diesem Abend im Oktober auf seiner Mauer gesessen, als die Rufe des Jungen ertönten. Die Stimme des Kindes hatte aufgeregt geklungen. Er müsse sofort kommen, hatte der Junge Baburam von Weitem zugerufen. Aus einem der Gräber. Ein Schrei.

Baburam arbeitet seit knapp sechs Jahren auf dem Friedhof von Bareilly. Tagsüber kümmert er sich um die angrenzenden Felder, nachts passt er auf, dass keine Betrunknen im Tempel herumlungern. Baburam sagt, er sei dankbar für diese Arbeit. Auch wenn er bis vor ein paar Jahren noch ein Bauer war. Tee und Mangos hatte Baburam angebaut. Doch dann war die Sache mit seiner Tochter passiert. Baburams kratzige Stimme bricht noch immer, wenn er davon erzählt. In einem Streit wurde Baburams Tochter von ihrem Ehemann erschlagen. Seither, sagt Baburam, sei er nicht mehr der Gleiche. Doch ihm helfe die Arbeit auf dem Friedhof. Die Stille. Die Langsamkeit.

An jenem Abend im Oktober allerdings war Baburam dem Jungen hinterhergeeilt, so schnell er konnte. Gemeinsam waren sie den Hügel hinaufgelaufen, vorbei an den Feuerstellen, wo man die Toten verbrannte, bis hinunter zu der Wiese, wo der Kinderfriedhof lag.

Der Kinderfriedhof von Bareilly ist in etwa so groß wie ein buckeliges Fußballfeld, voller Gestrüpp und Abfall, der wie Konfetti das trockene Gras bedeckt. Die Stelle, auf die der Junge zeigte, lag im Dunkeln. Gleich daneben zackten sich die Umrisse eines Mannes ins Schwarze. Baburam wusste, dass es ein Vater war, für dessen totes Kind der Junge ein Grab hatte ausheben sollen.

Baburam nickte ihm zu und trat langsam, mit einem Stock in der Hand, an das Loch heran. Sein Atem ging schnell. Vielleicht eine Schlange, dachte Baburam. Doch dann, als er den Stock in das Loch steckte, spürte er, wie die Spitze über etwas Hartes kratzte. Und in dieser Sekunde, sagt Baburam, hatte er es dann auch gehört: ein Babyweinen. Es kam aus dem Grab.

Der Junge sei in diesem Moment aus Angst davongelaufen, sagt Baburam, doch ihm sei es nach einigen Versuchen gelungen, eine Plastiktüte aus dem Loch zu fischen. Sie war halb mit Erde bedeckt, und in ihr befand sich ein großer Krug aus Ton.

Vorsichtig hob Baburam den Deckel des Potts hoch und sah, dass sich im Inneren des Gefäßes ein Baby befand: winzig klein, mit schrumpeliger Haut, die Augen geschlossen. Zunächst wusste Baburam gar nicht, was er tun sollte. Wie sollte er das Kind aus dem Pott bekommen? Schließlich brach er den Krug entzwei und hielt eine Sekunde später das Baby in den Händen.

Unter dem blauen, verdreckten Gewand, welches das Kind trug, erkannte Baburam, dass es ein Mädchen war. Doch es machte keinen Mucks mehr. Mit zitternden Fingern fühlte Baburam die winzige Brust des Kindes, unter der sich nur noch ein dumpfer, müder Herzschlag verbarg. Baburam wusste, dass nicht mehr viel Zeit blieb. Also wickelte er das Kind in seinen Schal und eilte zur Straße, dorthin, wo der Mann die Polizisten gerufen hatte. Baburam trug das Kind über der Schulter, vorsichtig wie einen zerbrechlichen Schatz. Doch dann war die Polizei erst einmal nicht gekommen. 30 Minuten dauerte es, bis das Auto eintraf.

Heute, ein paar Monate später, sagt Baburam, dass er in dieser halben Stunde, in der er da auf einer der Bänke vor dem Tempel saß und das Baby im Arm wiegte, langsam und gleichmäßig, so glücklich gewesen sei wie schon seit Jahren nicht mehr. Für ein paar Minuten sei es ihm vorgekommen, als hätte er seine eigene Tochter zurück. Als hätten die Götter ihre Meinung geändert. ►



Baburam Genau hier fand der Aufpasser des Friedhofs den Tonkrug mit dem weinenden Kind

DER ARZT

„Für uns alle war sie etwas Besonderes. Wir alle hatten das Gefühl, sie schützen zu müssen“

Ein Greis in einem Babykörper. Das war Doktor Khannas erster Gedanke, als man ihm den Säugling über die Schwelle trug. Khanna ist seit 30 Jahren Kinderarzt in Indien, doch ein Kind wie dieses hatte er noch nicht gesehen. Der Körper war ausgemergelt, die Haut faltig und entzündet, die Organe kurz vor dem Versagen. Das Kind wog nur 1,1 Kilogramm.

„Im ersten Moment hätte ich vor Wut heulen können. Ich habe mich gefragt: Wer tut so etwas? Keiner von uns dachte, dass das Kind eine Chance haben würde“, sagt Khanna heute. Er sitzt an seinem Schreibtisch im Kinderkrankenhaus von Bareilly. Khanna ist ein sehr kleiner Mann, dessen Lachen häufig unter seinem Bart hervorplatzt. Doch wenn er von „Sita“, dem Baby von Bareilly erzählt, bekommt sein Gesicht einen ernsten, fast ungläubigen Zug.

„Das Verrückte ist ja, dass sie fast zwei Tage unter der Erde gewesen sein muss. Das konnte man an den aufgebrauchten Fettreserven erkennen. Ihr Glück war eine Kette von außergewöhnlichen Glücksumständen.“

Da waren, erstens: die Löcher, die sich im Tonkrug befanden. Zweitens: die Tasche, in die der Tonkrug gewickelt war. Und drittens: die lockere Erde auf dem Krug. „So bekam sie trotz allem genügend Sauerstoff. Wer auch immer sie verbuddelt hat, muss es in großer Eile getan haben“, sagt der Arzt.

Khannas Intensivstation liegt im Keller. In einem Raum ohne Fenster steht hier der Brutkasten, in dem Sita kurz nach ihrer Einlieferung um ihr Leben kämpfte. Das größte Problem war damals die niedrige Körpertemperatur des Kindes gewesen. Ein weiteres Problem waren die vielen Infektionen im Blut.

„Sie hatte eine Gehirnhautentzündung. Wir können deshalb heute noch nicht sagen, ob sie bleibende Schäden davongetragen hat“, sagt Khanna. Der körperliche Zustand verbesserte sich



Baby Sita Am Anfang wog es 1,1 Kilogramm

jedoch stetig, jeden Tag zehn Gramm mehr.

Wer Doktor Khanna zuhört, wie er von Sita berichtet, von Antibiotika und Sauerstoffschläuchen, erlebt einen Mann, der sich aus Dingen wie Schicksal und Göttern nicht viel macht. Eher aus Naturwissenschaft und harter Arbeit.

Seine Klinik hat sich Khanna vor 18 Jahren mit 500 Dollar in der Tasche selbst aufgebaut. Heute wohnt er mit seiner Familie im obersten Stockwerk des Krankenhauses. Khannas Leben, könnte man sagen, kennt keinen Schichtdienst. Nur permanente Bereitschaft.

In den 43 Tagen, in denen Sita bei ihm war, sah er jeden Tag nach ihr. Mindestens vier Mal. „Für uns alle war sie etwas Besonderes. Wir alle hatten das Gefühl, dass wir sie beschützen müssen. Auch wegen der ganzen Berichterstattung“, sagt Khanna.

Noch während Sita in einem Brutkasten um ihr Leben rang, meldeten sich aus der ganzen Welt plötzlich Reporter. Aus China, den USA und Deutschland. Alle wollten ein Statement zum „vergrabenen Mädchen aus Bareilly“. Die meisten der Journalisten wurden über einen bekannten Politiker vermittelt, der kurzerhand verkündet hatte, das Kind zu adoptieren. Er war ein einflussreicher Mann, bezahlte Sitas Rechnungen und besuchte sie regelmäßig im Krankenhaus.

Khanna verstand schnell, dass es längst um mehr ging als um ein vergrabenes Mädchen ohne Eltern. Es ging um Politik.

Mädchenmorde sind in Indien nämlich nach wie vor verbreitet. Abtreibungen aus geschlechtlichen Gründen sind in Indien verboten, aber allein im Jahr 2016 sollen nach Informationen von Oxfam über zwei Millionen weibliche Säuglinge nach der Geburt getötet worden sein. Ständig hat er Diskussionen mit Familien, die bereit sind, für die Behandlungen von erkrankten Jungen zu bezahlen. Bei erkrankten Mädchen eher nicht. Schuld seien Armut und das Mitgiftprinzip, das viele Töchter immer noch zur finanziellen Belastung mache, sagt Khanna. Was Sitas Eltern allerdings bewog, ihr Kind zu begraben, weiß auch Khanna nicht. Noch fahndet die Polizei nach ihnen. Khanna hofft nicht, dass man sie findet. „Ich weiß nicht, was es bringen soll, ihre Eltern vor Gericht zu stellen. Nachher muss Sita noch bei ihren Verwandten leben. So aber hat sie bei dem Politiker eine Chance auf ein besseres Leben“, sagt er.



Dr. Khanna (l.) Er schließt nicht aus, dass das Baby bleibende Schäden behält



Pappu Bhartaul Mit seiner Frau will der Politiker Sita adoptieren. Sie habe ihn auserwählt

DER POLITIKER

„Nicht irgendwer hat dieses Kind in der Erde abgelegt. Sondern Gott persönlich“

Sein Schicksal erreichte Pappu Bhartaul am Morgen des 12. Oktobers. Der Politiker machte sich gerade im Badezimmer für den Tag fertig, als ihm ein Angestellter übers Telefon berichtete, was passiert war: ein Baby. Vergraben. Auf dem Friedhof von Bareilly.

Pappu Bhartaul sagt, dass er schon in diesen ersten Sekunden gewusst habe, dass das Schicksal etwas Großes mit ihm vorhabe. „Ich wusste, ich bin auserwählt“, sagt Pappu Bhartaul.

Wer den Politiker mit den stechenden grünen Augen erlebt, hat wenig Zweifel daran, dass das tatsächlich sein Gedankengang gewesen sein könnte. Denn Bhartaul, der als Minister in der Landesregierung von Uttar Pradesh herrscht, wirkt nicht wie ein Mann, der unter großen Selbstzweifeln leidet. Wenn er spricht, hebt er gern den Zeigefinger, wie ein Lehrer, der seine Schüler ermahnt. In Bareilly sind dann meist alle still. Denn Bhartaul, das weiß jeder, ist ein mächtiger Mann. Die Menschen nennen ihn Maharaj. Den König. Pappu Bhartaul mag diesen Spitznamen. Er lächelt, wenn man ihn darauf anspricht.

Das Haus von Bhartaul liegt am Rand einer Militärbasis. Es ist ein großer, roh verputzter Bunker mit riesigem Garten, vor dem Männer mit Maschinengewehren Zigaretten rauchen.

Bhartaul ist Mitglied der BJP, der Partei von Premierminister Modi, die aus Indien einen hindunationalistischen Gottesstaat machen will. Vor dem Gespräch besteht Bhartaul zunächst darauf, den Militärstützpunkt zu besichtigen. Man weiß nicht genau, ob es dabei um die Größe Indiens geht oder um die Größe von Pappu Bhartaul.

Als er sich dann ein paar Stunden später auf den Stuhl in seinem Garten fallen lässt, um über das Kind zu sprechen, das er adoptieren will, ist er umringt von Bewunderern. Das Erste, sagt Bhartaul, was man bei der ganzen Sache verstehen müsse, sei, dass das Kind überhaupt keine Eltern habe. Nicht irgendwer habe das Kind in der Erde abgelegt. Sondern Gott persönlich. „Der Pott war Hunderte Jahre alt, und über der Stelle war Gras gewachsen. Kein Kind oder Mensch hätte darunter überleben können“, sagt er, den Zeigefinger erhoben. Die Männer neben ihm nicken eifrig. ➤



Die Heilige Der Name des Babys erinnert an die Göttin Sita, gerettet aus einer Ackerfurche

Woher Bhartaul diese Informationen zum Alter des Kruges und zum Gras hat, ist nicht ganz klar. Stimmen tun sie jedenfalls nicht. Bhartaul hat die Geschichte dennoch so auch schon in der Lokalpresse erzählt und bei einem Vortrag an der Uni.

Benannt hat er das Kind nach der hinduistischen Gottheit Sita. Diese wird in der religiösen Erzählung von König Janaka aufgezogen, der das Kind während des Pflügens unter der Erde in einer Ackerfurche findet. „Die Geschichte wiederholt sich. Sie ist ein heiliges Kind, das man mir geschenkt hat“, sagt Bhartaul. Dann zeigt einer seiner Angestellten die Wahlkampfflyer von Pappu Bhartaul, auf denen das Bild von Sita prangt. Auserwählt zu sein ist in Indien extrem nützlich. Gerade bei Wahlen.

In den vergangenen Wochen besuchten seine Frau und Pappu Bhartaul das Baby regelmäßig in der Klinik, bezahlten alle Behandlungskosten. Man muss also sagen, dass Sita ohne Pappu Bhartaul wohl nicht überlebt hätte.

„Solange der Adoptionsprozess läuft, ist sie noch im Kinderheim. Aber das ist nur eine Formalie. Sie wird bei uns leben. Das steht fest“, sagt er mit einer Stimme, die wenig Zweifel zulässt. Später an diesem Tag rollt Pappu Bhartaul dann in einem weißen Geländewagen auf den Hof des Kinderheims, eines schönen Backsteingebäudes, in dessen Garten Pappeln und Blumen wachsen. Als Pappu Bhartaul zusammen mit seinen schwer bewaffneten Leibwächtern aus dem Auto steigt, ist vor dem Eingang des Gebäudes ein kleiner Streit entbrannt. Eine ältere Frau und ein junger Mann stehen sich gegenüber.

„Sie können sich doch nicht einfach ein Baby nehmen“, ruft die Frau aufgeregt. Sie ist die Heimleiterin. Der schmale Mann vor ihr trägt einen Flusenbart und eine Pistole im Halfter. Es ist Pappu Bhartauls ältestes Kind, sein Sohn Vicky. „Jaja, ganz ruhig, wissen Sie denn nicht, wer wir



Der König Bhartaul wird auch Maharaj genannt

sind?“, sagt er. Fünf Minuten zuvor hatte er sich Sita von einer der Pflegerinnen aushändigen lassen. „Wir haben hier feste Regeln“, ruft die Frau noch immer empört.

Pappu Bhartaul marschiert, ohne Hallo zu sagen, an der Leiterin vorbei und auf seine Frau zu, die in einem roten Sari in der Sonne steht und ein kleines Bündel im Arm hält. Darin, eingehüllt in eine rosafarbene Decke und mit noch etwas Schlaf in den Augen: Sita. „Na, kleine Prinzessin“, sagt Pappu Bhartaul und gibt dem Kind einen Kuss auf die Stirn. Sita hat große, runde Kuller Augen, karamellfarbene Haut und einen Leberfleck auf der Stirn, der aussieht wie ein kleines Herz. Ein paar Augenblicke schauen sich das Baby und der Politiker tief in die Augen. Dabei kräuseln sich auf Sitas Stirn ein paar Falten. Ein bisschen sieht es so aus, als würde sie sich wundern.

„Ist sie nicht schön?“, sagt Pappu Bhartaul und hält das Kind hoch wie einen Pokal. So geht es eine Weile. Bis Bhartaul verkündet, dass er auch die OP eines kleinen Jungen bezahlen wird, der sich mit einem entzündeten Auge um die Beine der Kinderheimchefin herumdrückt. Das besänftigt die aufgebrachte Frau, sie erzählt Bhartaul, dass es im Kinderheim viele Mädchen wie Sita gebe. Mädchen, die man zum Sterben ausgesetzt habe.

Bhartaul schaut die Frau skeptisch an. Mit Sita, sagt er, habe all das nichts zu tun, aber auch er wisse natürlich, dass Märdchentötungen in Indien ein Problem seien. Die Menschen in Indien müssten endlich verstehen, dass Mädchen ihre Familien weiterbringen könnten. Das Problem sei die orthodoxe Mentalität vieler Leute. Insofern sei Sita ein Symbol. „Wer weiß, vielleicht wird sie einmal Astronautin oder Premierministerin. Immerhin ist sie jetzt meine Tochter“, sagt Bhartaul und blickt auf das Kind, dessen zartes Gesicht nun von der Abendsonne erleuchtet wird.

DIE SCHWESTER

„Ich weiß nicht, ob Sita es mit ihrem neuen Zuhause wirklich so gut getroffen hat“

Ein paar Kilometer vom Kinderheim entfernt, in einem Haus mit bewaffnetem Polizisten vor der Tür, sitzt eine junge Frau, der die Tränen kommen, wenn man ihr von Pappu Bhartauls Worten erzählt. „Ich weiß nicht, ob Sita es mit ihrem neuen Zuhause wirklich so gut getroffen hat“, sagt sie. Ihr Name ist Sakshi. Sie ist Bhartauls älteste Tochter.

Der Grund, warum Bhartaul sie lieber verschweigt, ist ein Video, das Sakshi vor einigen Monaten auf Twitter veröffentlichte und das sie aufgelöst in einem Taxi zeigt. Das Video hat sich in Indien viral verbreitet. Sakshi fleht Bhartaul darin an, sie nicht zu töten, weil sie einen Mann aus einer unteren Kaste geheiratet hat. Sie bittet ihn, die Schläger abzuziehen, die er mutmaßlich auf sie und ihren Mann angesetzt hat. Es ist ein Hilfeschrei. In Indien sahen das Video so viele Menschen, dass es sogar von den nationalen Nachrichten aufgegriffen wurde. „Wir wussten uns nicht anders zu helfen, als an die Öffentlichkeit zu gehen. Unser Leben ist in Gefahr, aber wir sind es leid, davonzulaufen“, sagt Ajitesh, Sakshis Ehemann.

Das Paar ist erst seit Kurzem zurück in Bareilly. Das Haus, in dem es sich versteckt hält, gehört Ajiteshs Familie, die ein Möbelgeschäft besitzt. Sie zählen zu den Dalit, den Unberührbaren. Sakshi gehört den Brahmanen an, der höchsten Kaste im indischen Kastensystem. „Für meinen Vater war es eine Schande, dass ich mich in einen Mann aus einer anderen Kaste verliebt habe. Dabei wussten Ajitesh und ich gar nicht, aus welcher Kaste der jeweils andere stammte“, sagt Sakshi. Ihre gemeinsame Liebesgeschichte erzählt vor allem sie. Sakshi, das wird schnell klar, ist keine Frau, die sich gern unterbrechen lässt. Zu Hause sei ihr deshalb immer vorgeworfen worden, sie sei störrisch und streitsüchtig, sagt Sakshi. Ein Mädchen verhalte sich so nicht. Sie lacht.

Ajitesh war ein Freund ihres Bruders und oft zu Besuch gewesen. Sakshi mochte Ajitesh. Er war drei Jahre älter, hatte breite Schultern und ein gutmütiges Gesicht. Ein paar Jahre später dann, Sakshi war 15, Ajitesh 18, hatte er ihr das erste Mal seine Gefühle offenbart. Doch Sakshi hatte abgewiegt. Pappu Bhartaul war so streng, dass sie kaum

vor die Tür durfte, geschweige denn auf irgendwelche Partys. Ein Freund? Absurd.

Losgegangen war ihre Liebe deshalb erst auf dem College. Nach der Schule war Sakshi nach Jaipur gegangen, um dort Journalismus und Medien zu studieren. Sie hatte gehofft, dass sie zumindest dort etwas Freiheit erleben würde. Doch in dem Wohnheim in Jaipur, das die Mädchen kaum verlassen durften, wurde alles kontrolliert: Telefonate, Aussehen, Kleidung. Irgendwann, nach vielen Monaten, hatte sie Ajitesh angerufen, heimlich, mit einem Prepaidhandy. Ajitesh hörte ihr zu, kümmerte sich,

tröstete. So seien die Gefühle entstanden, sagt Sakshi.

Bhartaul war außer sich, als er von der Beziehung erfuhr. Sakshi wurde von ihm persönlich zurück nach Bareilly eskortiert. Das Haus durfte sie danach nicht mehr verlassen. Sakshi war verzweifelt. Vor allem als sie erfuhr, dass ihre Eltern nun planten, sie mit einem Fremden zu verheiraten. Am 3. Juli 2019 entschied Ajitesh und sie deshalb, davonzulaufen. „Wir wollten es eigentlich gar nicht tun, aber der Druck war so groß.

Wir hatten keine Wahl“, sagt Sakshi. Sie flüchteten nach Delhi und heirateten in einem Tempel.

Doch die Männer von Pappu Bhartaul tauchten auch in Delhi auf. „Wir konnten gerade noch fliehen. Es war schlimmer als in jedem Film“, sagt Sakshi. Dann drehten sie das Video, als Lebensversicherung. Auch heute, viele Monate später, fühlen sich Ajitesh und Sakshi noch immer nicht sicher. Im Internet werden Gerüchte über sie verbreitet, so sagen sie. Dass Sakshi ihren Vater bestohlen habe oder sie geistig verwirrt sei. „Es geht darum, mich zu entehren“, sagt Sakshi und sieht für einen Moment verzweifelt aus. Denn trotz allem vermisse sie ihre Familie sehr. Gerade jetzt, wo wegen Sita Bilder von ihnen überall zu sehen sind. Sakshi schluckt. Sie habe dem Kind gegenüber unterschiedliche Gefühle, sagt sie leise. Natürlich freue sie sich, dass es dem Mädchen gut gehe. Doch da sei auch noch ein anderes Gefühl: Eifersucht. „Es fühlt sich an, als hätten sie mich eingetauscht. Gegen eine andere Tochter. Aber ich lebe noch. Auch ich lebe noch.“ ✖



Sakshi Mit Ehemann Ajitesh musste sie vor Schlägern fliehen, die der Vater geschickt hat

Diesen Artikel können Sie sich auf sternplus.de vorlesen lassen